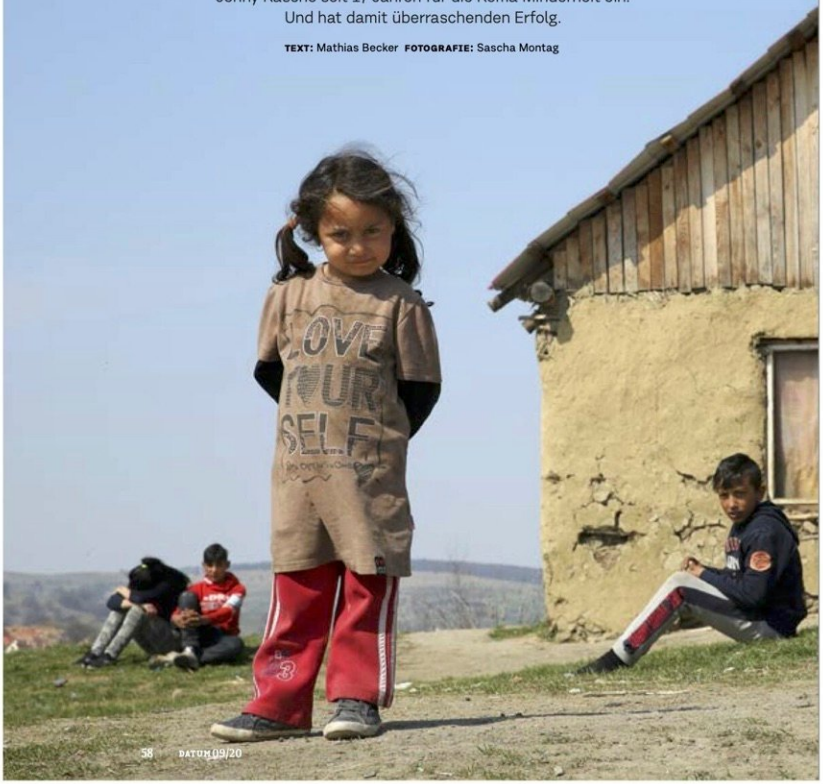
REPORTAGE

Ende des Elends

In Rumänien setzt sich die junge Deutsche Jenny Rasche seit 17 Jahren für die Roma-Minderheit ein. Und hat damit überraschenden Erfolg.

TEXT: Mathias Becker **FOTOGRAFIE:** Sascha Montag



An einem Vormittag im Frühjahr hält ein verbeulter schwarzer Kleinbus am Rand der Ortschaft Alțâna in Siebenbürgen. Eine junge Frau öffnet die Tür. Ihre Haare rot gefärbt, die Arme tätowiert, ein Piercing in der Unterlippe: Wer Jenny Rasche, 37, so sieht, könnte meinen, sie hätte sich auf dem Weg zu einem Rockfestival verfahren. Im nächsten Moment fällt ihr eine Frau in den Arm und ruft laut ›Maaaama!‹ ›Hey Lilly!‹, sagt Rasche.

Wenig später spazieren sie durch eine ärmliche Siedlung, die einen steilen Hang hinaufwächst. Immer wieder treten Menschen an sie heran, erzählen von ihren Sorgen. Rasche, die fließend Rumänisch spricht, gibt Ratschläge, wo sie kann. Schließlich gelangen sie zu einem Haus ohne Tür. Hier leben vier minderjährige Waisen, die Jenny Rasche jetzt mit großen Augen ansehen. Der Vater ist lange fort, die Mutter kürzlich verstorben. Nachbarn bringen ihnen etwas zu essen. ›Ein Notfall‹, sagt Jenny Rasche. ›Aber das Jugendamt rührt sich nicht.‹ Sie verspricht, Hilfe zu organisieren. Auf dem Weg zurück sagt sie zu ihrer Begleiterin: ›Als ich das erste Mal hier war, wolltet ihr mich fortjagen, weißt du noch?‹ ›Ja‹, antwortet die. ›Wir wussten nicht, ob wir dir vertrauen können.‹

In der Siedlung, die Jenny Rasche heute besucht, leben ausschließlich Roma. ›Cyganien‹ – ›Zigeunersiedlungen‹ nennt man diese kleinen Ansammlungen von Hütten und Verschlägen. Es gibt kein fließendes Wasser, keine Kanalisation, keine Heizung, selten Strom. Die Menschen leben von einer mageren Sozialhilfe oder Almosen. Wer kann, arbeitet als Tagelöhner. Manche suchen ihr Glück als Erntehelfer oder Bettler im EU-Ausland. Doch die Armut bleibt.

Und sie bleibt unsichtbar: Zwar findet man die Siedlungen überall in Rumänien. Aber kaum jemand hat sie je mit eigenen Augen gesehen. Etwas außerhalb der Dörfer errichtet, machen sie ein System der Apartheid sichtbar, das die Roma systematisch ausgrenzt: Weil ihre Hütten ohne Baugenehmigung gebaut wurden, könnten sie theoretisch wieder abgerissen werden. Ihre Bewohner werden gewissermaßen nur geduldet. Kaum ein Kind, das hier groß wird, geht zur Schule. So wird das Elend an die nächste Generation vererbt.

Als Rasche die Siedlung am Rand von Alțâna 2012 zum ersten Mal betrat, wollten Lilly Petter und die anderen Frauen sie verjagen. Jahrhunderte der Ausgrenzung haben die Roma gelehrt, Fremden zu misstrauen. Wer Roma helfen will, gerät oft zunächst mit den Roma selbst aneinander. Und Rasche? Hat sich erstmal eine Zigarette angezündet. ›Und gewartet, bis die Damen fertig gekeift hatten.‹

Dann kamen sie miteinander ins Gespräch: Die Roma von Alțâna und Jenny Rasche, die Frau aus Deutschland, die gekommen war, um ihr Leben zu verändern. Die Menschen erzählten ihr vom Regen, der in ihre Hütten tropft. Von der Kälte, die im Winter in ihre Häuser kriecht. Sie erzählten von den Krankheiten und dem Hunger, unter denen vor allem ihre Kinder leiden. Jenny Rasche hörte zu.

Heute, acht Jahre später, ist der Wandel der Roma-Siedlung von Alțâna sichtbar. Zwischen brüchigen Hütten stehen stabile kleine Häuser aus Stein. Gerade errichten Zimmermänner einen weiteren Dachstuhl. Für den Nachmittag wird Nachschub erwartet: Ziegel und Mörtel für das neue Zuhause einer achtköpfigen Familie.

Der Umbau der Siedlung wird von Jenny Rasches Hilfsorganisation ›Kinderhilfe für Siebenbürgen e.V.‹ finanziert. Der Verein zahlt das Material, den Transport, einen Bauleiter und einen Maurer. Hilfsarbeiten müssen die Menschen selbst übernehmen. ›Wer für sein Haus geschuftet hat, der wird es in Zukunft pflegen‹, sagt Jenny Rasche.

Bis aus dem Slum von Alțâna ein richtiges Wohnviertel wird, ist es noch ein weiter Weg. Es fehlen Wasserleitungen, die Rasche bei der Kommune beantragen wird. Und es fehlen Baugenehmigungen. ›Die holen wir uns später‹, sagt Rasche und schmunzelt. Wer den Teufelskreis von Ausgrenzung und Armut durchbrechen will, kann nicht immer Rücksicht auf jene Bürokratie nehmen, die ihn möglich gemacht hat. Jenny Rasche formuliert das so: ›Diese Menschen brauchen ein Zuhause. Alles andere kann jetzt mal warten.‹

In Europa leben rund zwölf Millionen Roma, knapp zwei Millionen davon in Rumänien. Laut einer Studie der ›Agentur der Europäischen Union für Grundrechte‹ sind Roma überall in Europa systematisch benachteiligt. Sie sind stärker von Armut und Arbeitslosigkeit betroffen, haben größere gesundheitliche Probleme und verfügen über ein deutlich niedrigeres Bildungsniveau als der Durchschnitt der jeweiligen Bevölkerung.

Jenny Rasche engagiert sich seit 2003 für Roma in Siebenbürgen, 2005 gründet sie ihre eigene Hilfsorganisation ›Kinderhilfe für Siebenbürgen e.V.‹. Mittlerweile lebt sie mit ihrem Mann Philipp, sechs eigenen Kindern sowie zwei Pflegekindern in Rumänien. 17 Jahre, in denen sie unzählige Kämpfe ausgefochten hat: gegen unwillige Behörden, feindselige Nachbarn – und gegen die Roma selbst. Denn Rasches Eingriffe in ihr Leben können tradierte, zumeist patriarchale Machtstrukturen in Frage stellen. Jenny Rasche sieht es gelassen. Wenn sie etwas gelernt hat, in 17 Jahren Sozialarbeit in Rumänien: Wer die Mauern der Apartheid einreißen will, darf sich von niemandem ein-

In der Romasiedlung Alțâna ist Jenny Rasche seit einigen Monaten aktiv.

schüchtern lassen. Aber warum sucht sich eine junge Frau aus Deutschland diese Aufgabe?

Jenny Rasche, Jahrgang 1983, wächst in Stapelburg in Sachsen-Anhalt auf. Auf eine glückliche Kindheit folgt eine schwierige Jugend. Jenny will nicht so sein wie die anderen – und wird ausgegrenzt. ›Ich war eine Außenseiterin‹, sagt sie heute. Sie macht eine Ausbildung zur Landwirtin, ist aber unzufrieden mit der Arbeit auf dem Bauernhof. Ihren Wunsch, Sozialpädagogik zu studieren, gibt sie auf, als ihr erster Sohn zur Welt kommt. Vielleicht liegt es daran, dass sie selbst eine Ausgegrenzte war: Jenny beschließt, dass sie sich für Menschen, die Hilfe brauchen, einsetzen will.

2003, da ist sie 20 Jahre alt, reist sie zum ersten Mal mit ihrem Mann Philipp und ihren damals zwei Kindern nach Siebenbürgen. Sie lernen Hilfsprojekte für Roma kennen, packen mit an. Und sie verlieben sich in Rumänien. ›Wo nicht alles nach strengen Regeln läuft, wie in Deutschland‹, sagt Rasche. In den Jahren, die dann folgen, zieht es sie immer wieder hierher. Bald begreifen sie, warum die Hilfe für Roma so oft erfolglos bleibt. ›Viele Hilfsorganisationen helfen nur punktuell‹, so Rasche. Sie verfolgt von Anfang an einen anderen Ansatz: Ihr Ziel ist es, einzelne Roma-Slums langfristig aus der Armut zu holen.

Wie das funktioniert, zeigt das Beispiel des Slums von Şura Mare. Im Jahr 2005 entdeckt Jenny Rasche zufällig eine Roma-Siedlung außerhalb der Ortschaft Şura Mare, eine halbe Autostunde von Sibiu entfernt. Es regnet an jenem Abend, und die Siedlung versinkt buchstäblich im Matsch. Das Elend, dem Rasche hier begegnet, macht sie sprachlos. ›Das war die absolute Endzeitstimmung.‹ Sie beschließt zu helfen, und schon wenige Monate später erreicht die erste Lieferung Lebensmittel und Hygieneartikel die Siedlung. Als die erste Not gelindert ist, knüpft sie ihre Hilfe an Forderungen: Nur wer seine Kinder in die Schule schickt, erhält weiterhin die Hilfslieferungen.

Der Plan geht auf. Wenig später gehen alle Kinder aus der Siedlung in die Dorfschule von Şura Mare. Dort steht man schnell vor einem Problem: Rund 40 neue Schülerinnen und Schüler, die meisten davon Analphabeten, darauf sind die Lehrer nicht vorbereitet – und protestieren. Also schlägt Rasche vor, den Förderunterricht für die Kinder pro Kopf zu bezahlen. Ein Angebot, das die schlecht bezahlten Lehrer nicht ausschlagen können. ›Plötzlich waren die Lehrer total begeistert davon, dass so viele Roma-Kinder zur Schule kamen‹, sagt Rasche und schmunzelt. ›Ich glaube, das Gute ist im Menschen angelegt. Aber manchmal muss man ihm ein wenig auf die Sprünge helfen.‹

Als die Kinder von Şura Mare zur Schule gingen, begann der Verein mit dem Bau von Häusern. Holzöfen ersetzten die offenen Feuer, die in den Hütten gelodert hatten. Stromleitungen wurden verlegt, Elektroherde in den Küchen installiert. Die Kommune ließ Wasserleitungen bauen, die Familien erhielten aus Spenden finanzierte Waschmaschinen. ›Ohne ein Zuhause und ein sauberes Hemd bekommt man keine Arbeit‹, sagt Rasche.

Ihr nächster Schritt richtete sich an die Frauen. Sie erläuterte ihnen, wie Familienplanung und Verhütung funktionieren – ein Tabubruch für viele traditionell denkende Roma. Es gab Streit, Rasche ließ nicht locker. ›Ich hatte einfach keine Lust mehr, hier lauter schlecht versorgte Kinder rumlaufen zu sehen‹, sagt sie. Mit der Zeit stellte sich heraus, dass die Frauen ihr eigentlich dankbar waren. Die Tradition der vielen Kinder war gebrochen, zumindest hier in Şura Mare.

Heute ist das, was einmal ein Slum war, eine idyllische kleine Siedlung. Von den Dächern steigt Rauch aus Ofenrohren in den Himmel. In den Vorgärten hängt Wäsche zum Trocknen auf Leinen. Viele Jugendliche sind in Ausbildung, viele Erwachsene haben Arbeit bekommen. Da ist zum Beispiel Adam Caldera, 36, der früher Schrott sammelte, um seine Frau und die vier Kinder zu ernähren. Er hat mit Rasches Hilfe einen Job bei der Müllabfuhr gefunden. Oder Diamant Stoica, 21, der eine Lehrstelle in einer Autolackiererei bekommen hat und mit Rasches Unterstützung jetzt ein eigenes Haus in der Siedlung baut. ›Dann muss ich nicht mehr bei meinen Eltern leben‹, sagt er und grinst. Mit Geduld und Hartnäckigkeit haben Rasche und ihr Team den Roma von Şura Mare den Weg in Richtung gesellschaftliche Mitte aufgezeigt. Und es sind vor allem die Jungen, die mit anpacken, wenn ein Fundament gegraben oder ein Dach repariert werden muss. Jene, die noch ein Leben vor sich haben, für das es sich zu arbeiten lohnt.

Zugleich ist auch die Geschichte von Jenny Rasche und ihrer Familie eine Geschichte des Ankommens. In den ersten Jahren pendelten sie noch zwischen Stapelburg und Siebenbürgen. Dann kamen die Kinder in die Schule, und die Familie siedelte vollends nach Rumänien über, wo sie ein Haus am Rande von Sibiu gemietet haben, das groß genug ist für Kinder, Pflegekinder, Hund, Katzen, Kaninchen und Schildkröten. ›Wobei ich eigentlich lieber in einer Jurte leben würde‹, sagt Rasche, die die Flagge der Roma, ein rotes Rad vor blau-grünem Grund, als Tattoo auf dem Schulterblatt trägt. ›Ich glaube, tief in meiner Seele bin ich eine Nomadin.‹

Die Arbeit der Kinderhilfe ist möglich, weil treue Spender Rasche regelmäßig Geld schicken. Im Gegenzug versorgt sie sie über Soziale Medien mit Informationen. Welches Projekt wurde angestoßen, welche Familie hat ein neues Haus bezogen: Der Verein dokumentiert die eigene Arbeit minutiös. Spendensammlungen, Patenschaften und Sponsoringverträge für Unternehmen werden von Rasches Schwester Susanne Knappe daheim in Stapelburg organisiert. Auch Rasches Eltern engagieren sich in ihrem Ruhestand



Die Menschen versammeln sich zum Erstkontakt und der Datenaufnahme in der Romasiedlung Şaroş.



Jenny Rasche (in der Mitte) und ihre treuen Helfer in der Romasiedlung Alţâna.

ehrenamtlich – und fast in Vollzeit – für den Verein, der monatlich Spendengelder in Höhe von rund 60.000 Euro umsetzt, zwölf Mitarbeiter beschäftigt und rund 800 Menschen in drei Roma-Siedlungen rund um Sibiu unterstützt. Zudem betreibt der Verein zwei Häuser, in denen Kinder aus extrem problematischen Elternhäusern Schutz gefunden haben.

Wie verwundbar die Roma sind, zeigte sich zuletzt während der Corona-Pandemie. Die Frauen und Männer aus den Roma-Siedlungen, die als Tagelöhner arbeiteten, verloren ihre Jobs und Einkünfte. Die Siedlung am Rande der Ortschaft Alţâna wurde gar unter Quarantäne gestellt. Zur Begründung hieß es, das Virus könnte sich hier, wo Menschen auf engem Raum zusammenleben, schnell verbreiten. Einziger Haken: Es gab nie ein Virus in der Siedlung. Zehn Wochen waren Rasche und ihr Team fast ausnahmslos damit beschäftigt, rund 800 Menschen in drei Siedlungen mit Lebensmitteln zu versorgen. Für Sozialarbeit, die sie als ihre eigentliche Aufgabe sehen, war keine Zeit.

In Şura Mare ist die Arbeit der Kinderhilfe für Siebenbürgen fast abgeschlossen. Seit einem Jahr wenden sich Rasche und ihr Team deshalb einer Roma-Siedlung am Rande der Ortschaft Şaroş zu. Bei einem ihrer ersten Besuche zogen sie mit Stift und Papier von Tür zu Tür und notierten Namen und Alter der Bewohner. Bald war die Liste vollständig: 88 Hütten, rund 400 Bewohner. ›Jetzt wissen wir mehr als der Bürgermeister‹, sagt Jenny Rasche. Ein langer Weg steht ihnen bevor, den Roma von Şaroş, Jenny Rasche und ihren Mitarbeitern. Ob es ihnen gelingen wird, das kleine Wunder von Şura Mare hier zu wiederholen, weiß niemand. Aber ein Anfang ist gemacht. •

Der Autor empfiehlt,
sich mit den eigenen Vorurteilen gegenüber Roma und anderen Minderheiten auseinanderzusetzen. Eine Möglichkeit dazu bietet ein Besuch im 1991 gegründeten Roma-Verein ›Romano Centro‹ in Wien.

